

Hundert Jahre Berner Universität

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 22

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639312>

Nutzungsbedingungen

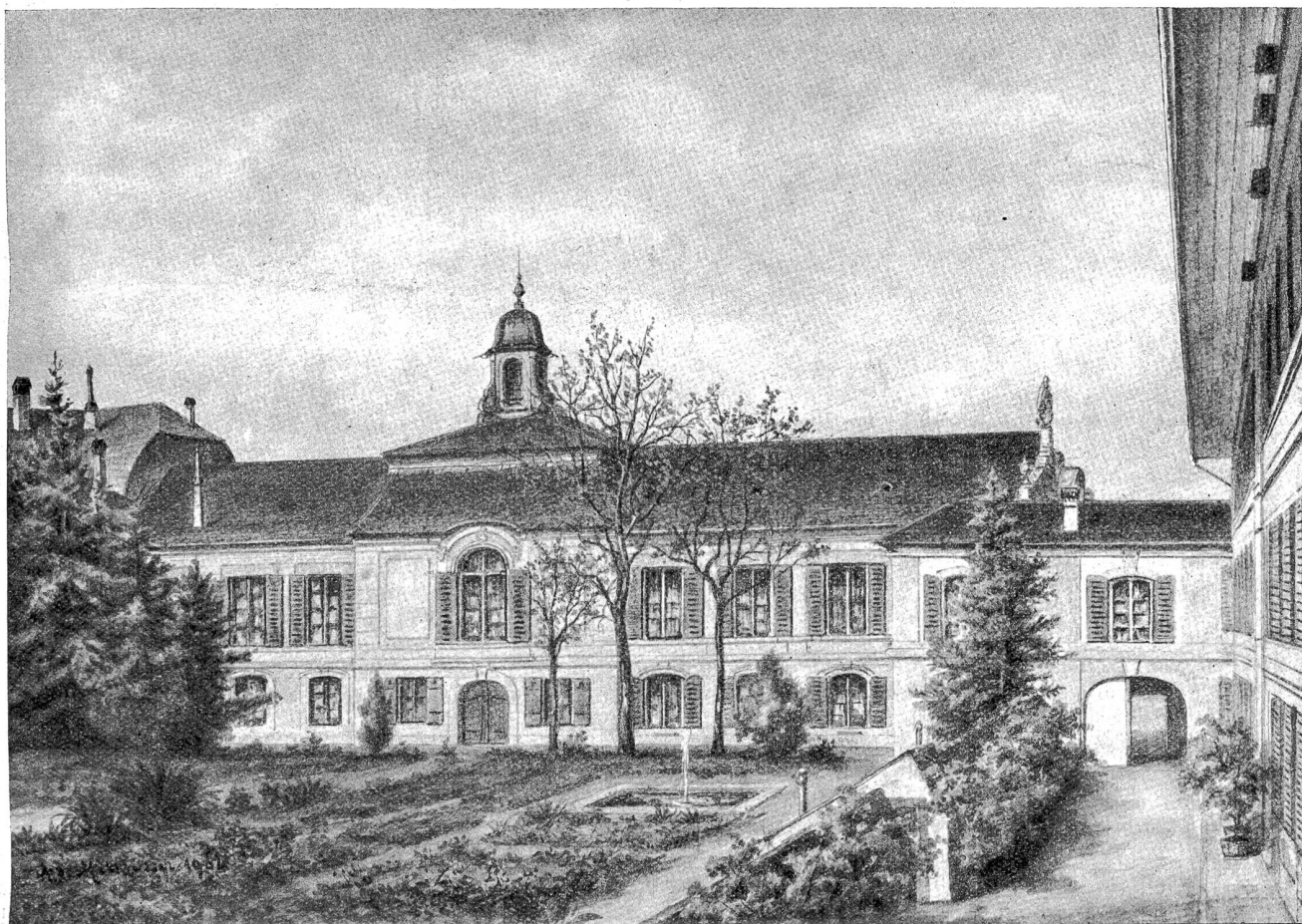
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der alte botanische Garten, umschlossen von der Hochschule, der Bibliothekgalerie (altes historisches Museum) und der Stadtbibliothek. Vorher im Marzili, dann an der Judengasse, seit 1796 an der Längmauer eingerichtet, kam er 1804 hierher an die Stelle des ehemaligen Barfüsserfriedhofs. Er verschwand mit dem Bau des Kasinos 1905.

Hundert Jahre Berner Universität.

I.

Am 5. März 1834 faßte der Große Rat des Kantons Bern folgenden Beschluß: „Der Große Rat der Republik Bern, in der Absicht, der Verpflichtung des Staates, für die gründliche Ausbildung und Befähigung seiner Bürger zu jedem wissenschaftlichen Berufe hinlänglich zu sorgen, ein Genüge zu leisten,

in Betrachtung, daß es der Pflicht und der Art, sowie dem Interesse des Staates angemessen ist, alles dasjenige zu tun, was in seinen Kräften steht, um die Wissenschaft zu fördern,

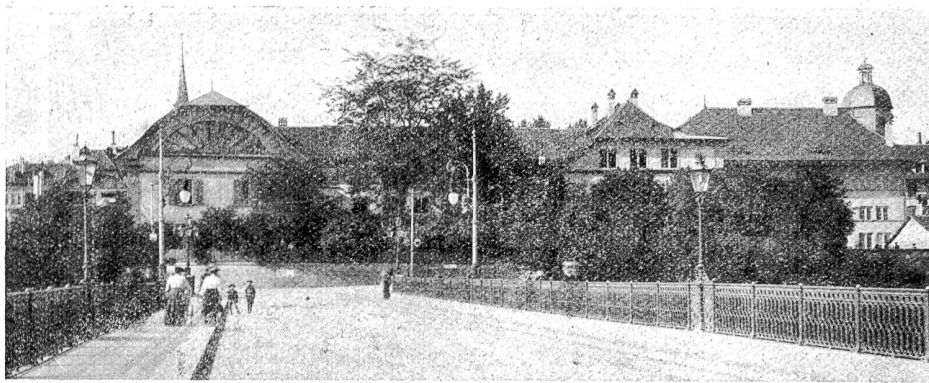
in Betrachtung des anerkannten Bedürfnisses einer gänzlichen Umgestaltung der bestehenden Akademie,

beschließt was folgt:

es soll ein höheres Gymnasium in Bern errichtet, und die bisher unter dem Namen Akademie bestandene Lehranstalt in eine Hochschule umgestaltet werden.“ Schon am 14. März 1834 wurde das bezügliche Gesetz veröffentlicht. Als Fakultäten sind in diesem Gesetz vorgesehen: Theologie, Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Medizin, Philosophie, Pädagogik, Philologie, historische Wissenschaften, technische, Kameral- und Militärwissenschaften, Kunstlehre und schöne Wissenschaften. Die Lehr- und Lernfreiheit waren gewährleistet, eine für die damalige Zeit ungeheure Errungenschaft. Die Matrikelgelder wurden auf Fr. 10 festgesetzt, die Kollegiengelder für einfache Kollegien, nicht unter vier Wochenstunden, auf Fr. 10, die doppelten auf Fr. 16. Die ordent-

lichen Professoren sollten eine Besoldung von Fr. 2—3000 erhalten, die außerordentlichen Fr. 1600. Die ordentlichen Professoren hatten gegen angemessenen Mietzins das Recht auf die Professorenwohnungen. Nach 15 Jahren hatten die Professoren zudem Anspruch auf eine Pension von wenigstens einem Drittel des fixen Gehalts. Am 25. April 1834 lag das Reglement über die Organisation der Studien vor, am 18. Oktober wurden die Eintrittsbedingungen festgesetzt. Jeder Student sollte die Bescheinigung beibringen, daß er das 18. Altersjahr zurückgelegt, ferner einen guten Leumund habe. Ein drittes Reglement, ebenfalls vom 18. Oktober 1834, bestimmte die Dauer der Lehrkurse und der Ferien. Ein Reglement über die Disziplin an der Hochschule datiert vom 14. März 1835, ein anderes über die Erteilung der Doktorwürde vom 15. Februar 1836. Sitz der Universität war das sogenannte „Kloster“, wo vorher die Akademie untergebracht war. Am 10. November 1834 traten 29 Professoren zur ersten Senatsitzung zusammen. Erster Rektor wurde der bekannte deutsche Flüchtling Prof. Dr. W. Enell. Zu Dekanen der vier Hauptfakultäten wurden die Professoren Luk, Schnell, Mohl und Trechsel gewählt.

Die Eröffnungsfeier der Berner Hochschule fiel auf den 15. November 1834. 22 Kanonenschüsse kündeten den Beginn. In feierlichem Zuge begaben sich die Behörden, Gäste und Studenten unter Glockengeläute vom Rathaus nach der Heiliggeistkirche. Nach der musikalischen Einleitung sprach der Erziehungsdirektor Neuhaus in französischer Sprache über den Wert der Wissenschaften und die Früchte, die das Vaterland von ihrer Pflege erwartet. Einleitend bemerkte er: „Wenn in unserer Zeit der Revolution und der gesell-



Die alte Hochschule von der Kirchenfeldbrücke aus. Heute Kasino an ihrer Stelle.

schafflichen Reformen das Leben des Staatsmannes ein Leben des Kampfes und stets wiederkehrender Aufregungen ist, wenn derjenige, welcher von seinen Mitbürgern ein Amt anvertraut erhält, sich darauf gefaßt machen muß, oft verkannt und selbst verleumdet zu werden, und wenn der Wille, das Gute zu tun und die Befriedigung, hin und wieder Erfolg gehabt zu haben, ihn nicht immer trösten über die Ungerechtigkeiten der Parteien, die verlorenen Freundschaften und so viele andere bittere Enttäuschungen, so gibt es doch Ereignisse, welche ihn entschädigen für seine Anstrengungen und seine Bestrebungen und ihn freudig vergessen lassen, was er zu leiden hatte. Die reine Freude des Bürgers, der sich glücklich schätzt, in seinem Vaterlande die Gründung einer großen, zukunftsreichen Stiftung zu erleben, diese tief empfundene, aus wahrer Vaterlandsliebe geborene Freude, ich erfahre sie heute in ihrer ganzen Stärke.“ Er schilderte sodann die Wissenschaft als eine der mächtigsten Waffen und Kräfte des menschlichen Geistes. Den Professoren sagte er: „Ohne Zweifel bedarf das Vaterland Männer, welche in den verschiedenen Wissenszweigen bewandert sind. Aber es verlangt noch mehr. Es verlangt vor allem Männer und Bürger. Daß, wie im Altertum, die große Idee des Vaterlandes überall gegenwärtig wäre! ... Die Republik Bern, welche Euch ihre Söhne anvertraut, um sie in den nützlichen Wissenschaften zu unterrichten, verlangt auch von Euch, daß durch Euch Bürger gebildet werden ...“ Zu den Studenten sprach er: „Der Tempel der Wissenschaften ist Euch geöffnet. Tretet ein mit Andacht und Ehrfurcht, und faßt, indem Ihr eintrittet, den Vorsatz, Männer und Bürger zu werden. Ihr werdet einst in der Gesellschaft die angesehensten Stellen einnehmen. Verdient diesen Vorzug durch einen edeln Wett-eifer, Euch nützlich zu machen!“

Prof. W. Snell übernahm die Stiftungsurkunde mit den Worten: „Dankbar empfangen die an geweihter Stätte und in bedeutungsvoller Stunde versammelten Lehrer durch mich die Stiftungsurkunde dieser neuen Pflanzstätte der Wissenschaften und in dieser Urkunde ein Palladium der geistigen Grundlage aller äußern Freiheit und Lebenswürde, einen Bundesbrief zwischen Gegenwart und Zukunft, ein Denkmal der Weisheit, das noch die späteren Enkel dankbar verehren werden. Der heutige Tag, der die Hochschule der Republik Bern in ihrer Entstehung begrüßt, gehört unter die glänzenden Dokumente, wodurch die Verjüngung der Schweiz in den Jahren 1830/31 gerechtfertigt ist. Keinen großartigen Beweis ihrer inneren Vortrefflichkeit, von ihrem Adel konnten jene Nationalgrundsätze und ihre hochherzigen Vertreter ablegen, kein mächtigeres und würdigeres Erhaltungsmittel für die wiedergeborene Eidgenossenschaft konnten sie wählen, als indem sie dem Freiesten und Edelsten, was der menschliche Geist hervorgebracht hat, den Wissenschaften, einen Tempel bauten. Die hiesige Hochschule wird freudig die heute eröffnete Laufbahn betreten, um mit ähnlichen

Anstalten der Schweiz, besonders mit der Schwesteranstalt in Zürich, Hand in Hand den Samen der Bildung und geistigen Freiheit im ganzen Vaterlande zu verbreiten ...“ Weiter sprach noch Prof. Troxler über Idee und Wesen der Universität in der Republik. Bankett und Festkommers schlossen sich an die kirchliche Feier. Hier gab der spätere Pfarrer in Ferenbalm, stud. theol. Ad. Gerster, der Freude der akademischen Jugend Ausdruck. Eine begeisterte Ansprache hielt Regierungsrat Fetscherin.

Mit der Gründung der Hochschule war ein Hauptgrundsatz der Berner Verfassung vom 31. Juli 1831 verwirklicht: „Das Wohl und Wehe eines jeden Staates beruht auf dem sittlichen Wert seiner Bürger; ohne Bildung des Herzens und des Geistes ist keine Freiheit denkbar, und die Liebe zum Vaterland ist ohne sie ein leerer Schall“ ... „Auf unsere sittliche Veredlung, auf die größtmögliche Ausbildung der Anlagen, die wir dem Schöpfer und Erhalter unseres Daseins verdanken, müssen wir hinwirken, wenn wir des Glückes uns teilhaftig machen wollen, das eine freisinnige Verfassung uns gewähren kann“.

Ihre Vorlesungen begann die Berner Hochschule am 24. November 1834 mit 187 Studenten: 35 Theologen, 80 Juristen, 43 Mediziner, 15 Veterinäre, 14 Philosophen. Von den 187 Immatrikulierten waren 146 Berner, 46 Schweizer aus andern Kantonen, 5 Ausländer. Ausgezeichnete Lehrkräfte wirkten. 1835 wurde bereits erweitert durch die Schaffung von Lehrstühlen für römisches und germanisches Recht.

Im Auslande fand die Universität Bern viel Anfeindung. Zahlreiche Regierungen sperrten für ihre Bürger den Besuch, weil sie von den freieitlichen Ideen, die hier gelehrt wurden, unangenehme Rückwirkungen auf ihr Land befürchteten. Preußen hob die Sperre erst 1842 auf, machte aber auch dann den Besuch von einer Bewilligung abhängig. In der Schweiz hinwieder taxierte man die Gründung der Berner Hochschule als Akt der Eifersucht gegenüber Zürich, das im Jahre 1833 seine Universität erhalten hatte. Uebrigens gab der akademische Senat den auswärtigen Hochschulen erst 1836 offiziell Kenntnis von der Gründung, den Wunsch gegenseitigen Verkehrs äußernd.



Der Kollegienbau der alten Hochschule, Ostansicht. 1682 durch Samuel Jenner erbaut.

Das in aller Kürze die Geschichte der Berner Hochschule unmittelbar vor, während und nach der Eröffnung. In der nächsten Nummer berichten wir über die Vorgeschichte und die Entwicklung.

(Die Klischees S. 345 und S. 346 stammen aus dem Buche „Sans Bloesch, 700 Jahre Bern“, Verlag Herbert Lang & Cie., Bern.)

Ganz vornehmer Besuch.

26. Mai bis 10. Juni: „Die Woche der Schallplatte“.

„Kommen Sie mich heute abend besuchen, bei mir singt die Kern.“ — „Wer singt?“ — „Die Kern! Und Brailowsky, Bölker und Prihoda habe ich auch eingeladen.“ — „Seit wann kennen Sie soviel berühmte Menschen?“ — Am Abend klang der Frühlingsstimmenwalzer, seine Triller schwebten durch das kleine Wohnzimmer, es sang die Kern, es sangen Bölker und Slezak, Brailowsky spielte Chopin, und zum Schluß rückte das ganze Philharmonische Orchester an, in das kleine Wohnzimmer, hoch oben im vierten Stock. Der berühmte Besuch nahm nicht viel Platz ein, er machte sich schmal und schlank, ganz dünn, grammophonplattendünn. Die Gastgeberin saß bequem in ihrem weichen Stuhl, rührte sich nicht von der Stelle, hatte schimmernde Augen und ruhige Hände und war glücklich. Was hätte sie für aufgeregte Baden gehabt, für zitternde Knie, welche Verbeugung hätte sie machen müssen, wenn die Menschen, die vom lieben Gott persönlich eine Auszeichnung bekommen hatten, zu ihr in den vierten Stock zu Besuch gekommen wären?

Wer weiß, ob es Frau Udele Kern hier nicht zu heiß oder zu kalt, zu rauchig oder zu zügig gefunden hätte, wer weiß, welche Kognaksorte Herr Bölker gerne trinkt, und wer weiß, ob man überhaupt den beinahe ebenso wegen seines Appetits wie wegen seiner Stimme berühmten Slezak satt bekommen hätte. Wenn sich die Gastgeberin vorstellt, daß für den Flügel gar kein Platz gewesen wäre, wenn sie daran denkt, wie der Fußboden ausgesehen hätte, wenn sich das ganze Philharmonische Orchester auf ihm breitgemacht hätte, ja wenn sie sich das böse Gesicht des Portiers ausmalt, der den vielen Leuten hätte die Türe öffnen müssen, — dann dehnt sie sich noch einmal so bequem in ihrem Sessel.

Was hätte sie nur Herrn Bölker zur Begrüßung gesagt? „Es ist mir eine Ehre“, oder „Ich bin beglückt“ — sicherlich hätte sie zu stottern begonnen. — Vielleicht hätte sie dann jemand gefragt, ob sie den Kontrapunkt der Bachschen Fuge Nummer so und so im Maßwerk des Kölner Domes wiedererkenne? ... Nicht auszudenken, was sie darauf geantwortet hätte.

Indes beginnt Herr Bölker, ohne sich zu räuspern und ohne sich lange bitten zu lassen, eine Arie zu singen; keine rohen Eier, kein laues Selterwasser mit der Temperatur von 15,37 Grad mußte sie vorbereiten. „Durch die Wälder, durch die Auen“ singt er wunderschön, sieht sie dabei nicht an, sie kann in ihrem Stuhl das Gesicht machen, das sie eben macht, muß nicht schwärmerische Augen haben, muß nicht mehr hingerissen sein, als sie eben hingerissen ist, sie muß keine Tränen mit dem Epizenterschentuch zerdrücken, sie muß nicht applaudieren und „Danke hoher Meister“ rufen. Bölker singt, und niemand fällt dann über ihn her, ihn um ein Autogramm zu bestürmen, ihn nach Lieblingsbeschäftigungen, Lieblings Speisen, Sommeraufenthalt, Winteraufenthalt, Frühlingsreifen, Herbstprogramm, nach Vergangenheit, Gegenwart, Schuhgröße und Zukunft zu fragen.

Und Prihoda spielt. Sieben Variationen einer Mozart-Arie, und er erläutert nicht, wie er zum Unterschied von Subermann den dritten Takt um eine Dreiviertel-Sekunde länger anhält.

Wie es Mozart gemeint hätte, was er sich dabei denke, was seine Frau dazu gesagt habe, — und die Kritiker in New York, Hamburg, Basel, Bremen und Kößchenbroda.

Brailowsky spielt die As-Dur-Bolonaise von Chopin hinreißend und als Zugabe den Walzer Eis-Moll. Alle geben ihr Bestes, und die Gastgeberin bleibt in ihrem Sessel und ist selber Gast.

Niemand hat bemerkt, daß inzwischen das gewaltige Orchester Platz genommen hat, daß die Geigen gestimmt werden, die Celli und der Kontrabaß, daß Furtwängler kommt und den Taktstock hebt. Keine störenden Nachzügler, die geräuschvoll ihre Plätze suchen, mit Programmen rascheln und sich über den Schnupfen des Vordermannes hörbar aufregen. Klar und voll legen die ersten Takte der Egmont-Ouverture ein. So ein guter, bequemer Platz, wie ihn die Gastgeberin jetzt hat, wäre unbezahlbar. Was würde es kosten, wenn man die Philharmoniker für sich privat hierher bestellte? Das ganze Leben lang würde man daran abzahlen. Zum Schluß müßte man vielleicht den bequemen Sessel versehen ...

Die Gastgeberin ist wunschlos glücklich, ganz tief sinkt sie in ihre Kissen. Und ein freundlicher Gast steckt eine neue Nadel in das Grammophon ... G. H.

Der Pfeiferhof.

Von Rob. Scheurer, Agno.

Ein Bauernhof im untern Tessin. Carlo Pezzoli saß darauf als Eigentümer und Bewirtschafter. Eine fleißige, rüstige Ehehälfte und die größten seiner sechsköpfigen Kinderschar, sowie ein jüngerer Knecht halfen dem in den vierzigern stehenden Manne bei der Besorgung der Felder, Weinberge und des Viehes.

Jahrelang war alles gut gegangen. Da trat unversehends etwas ein, das die Behaglichkeit der Bewohner des Heimwesens zu stören begann: Der Weltkrieg brach aus. Manöverierende Deutschschweizer Truppen kamen in das bislang so abgeschiedene, stille Gelände. Eines Nachts kantonnierte ein Zug eines Infanteriebataillons im Bauernhof. In der Frühe des folgenden Morgens krachte irgendwo im Hause ein Schuß. Ein Korporal fehlte. Man fand denselben tot auf dem Estrich. Aus einem Brief in dessen Waffenrock ging hervor, daß unglückliche Liebe den Mann in den Tod getrieben.

Seit jener unseligen Begebenheit behauptete der Knecht fast alle Tage, der Geist des toten Unteroffiziers gehe auf dem Estrich um. Er höre jede Nacht etwas rumoren. Und manchmal höre es sich an, als ob jemand an einem Gewehrverschuß hantiere.

Den Meistersleuten, und besonders den Kindern, kam natürlich die Sache höchst unheimlich vor, aber da sie persönlich nichts von den Beobachtungen des oben schlafenden Knechtes merkten, ließen sie sich vorläufig nicht sonderlich aus der Ruhe bringen. Bis dann etwas eintrat, was selbst den größten Zweifler an übernatürlichen Dingen vom Gegenteil überzeugen mußte. Eines Nachts nämlich, als der Westwind ganz gewaltig ins Tälchen hereinwehte, tönte es auf dem Estrich droben genau wie der schrille Schall der Signalpfeifen, welche die Offiziere und Unteroffiziere am Halse hängen haben. Und der durch eigene Hand geendete Korporal hatte ja auch eine solche getragen.

Jedesmal, wenn der Trillerpfeifenton mit ohrenzerreißender Schärfe aus der Höhe des Hauses herunterschallte, befreuzigte sich groß und klein, denn es war nun allen klar geworden, daß es hier nicht mehr mit richtigen Dingen zugehen könne. Keines hätte sich mehr getraut, auf den Dachboden zu steigen und nachzusehen. Einzig der Knecht konnte sich entschließen, das auf dem Estrich zum Trocknen ausgelegte Brennholz herunter zu tragen.

Von da an ging Carlo Pezzolis Trachten nur noch dahin, seinen zum Gespensterneß gewordenen Hof zu ver-